

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

~*~*~*Redigirt von einer Committee.~*~*~*

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. m. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 686—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Jädel, Milwaukee, Wis.

20. Jahrg. No. 9.

Milwaukee, Wis., den 1. Januar 1884.

Auf. No. 497.

Inhalt. — Neujahrslied. — Vom heiligen Predigtamt. — Der Pfarrer und sein Sohn. — Zum Jahresluß. — Einiges über den Götzendienst unserer deutschen Vorfahren. — Die Fürsorge Gottes an den Sperlingen. — Kraft und Trost der heiligen Taufe. — Kürzere Nachrichten. — Kirchweihe. — Ordination und Einführung. — Conferenzen-Anzeigen. — Quittungen. —

(Eingefandt von P. A. F. Gräbner.)

Neujahrslied.

„Dringt empor, Hosaunenöhre,
Dringt empor zum Sternenzelt,
Daß der Herr ein Loblied höre,
Seine Hand regiert die Welt.“
Ihn verehrt das Heer der Sterne
Neiget sich im Kreiselaufl;
Ueberall, aus Nah und Ferne,
Dringt sein Lob zum Himmel auf.

Seine unverdiente Gnade
Hat uns bis hieher gebracht;
Er hat stets auf unserm Pfade
Treu gehütet und gemacht.
Von der Wiege bis zur Bahre
Zeigt er sich als Vater treu,
Und mit jedem neuen Jahre
Wird auch seine Liebe neu.

Hinter uns im Strom der Zeiten
Liegt das alte Jahr versenkt,
Auf dem Weg zu Ewigkeiten
Hat er uns bisher gelenkt.
Und zum Pfande, daß er weiter
Unser treuer Führer ist,
Gab er uns ja als Begleiter
Unsern Heiland Jesus Christ.

Drum laßt uns in Jesu Namen
Auch das neue Jahr beginnen;
Jesus spreche selbst das Amen,
Lenke unser Herz und Sinnen.
Und sollt es das letzte werden,
Mögen seine Gnadenhände
Sanft uns leiten von der Erden
Heimwärts durch ein selig Ende.

Gayleton, Wis., im Dezember 1884.

Vom heiligen Predigtamt.

III. Der Beruf.

„Vom Kirchen-Regiment wird gelehret, daß niemand in der Kirchen öffentlich lehren oder predigen oder Sacrament reichen soll ohne ordentlichen Beruf.“ So lautet der XIV. Artikel der Augsburgerischen Confession, des Grundbekenntnisses der lutherischen Kirche, und in den angeführten Worten spricht sich das Bekenntnis darüber aus, wer das Amt verwalten soll, von dem wir in der vorigen Nummer gehandelt haben, und das unser Katechismus das Amt der Schlüssel nennt. Nicht soll damit gesagt sein, daß die Schlüssel, die Gewalt, Sünden zu vergeben und zu behalten, Gesetz und Evangelium zu handhaben, nur einem gewissen Stand in der Kirche gegeben sei. So lehrt man im Papsttum. In der Papstkirche giebt es einen Priesterstand, in welchem nicht alle Gläubigen stehen. Diesen papistischen Priesterstand hat man, um ihn recht über das gemeine Volk erhaben und hochheilig erscheinen zu lassen, auf mancherlei Weise losgelöst von der Gemeinde, durch ein vorgebliches Sacrament, die Priesterweihe, durch den ehelosen Stand, durch Verleihung von mancherlei Vorrechten und sonstigen Auszeichnungen, besonders auch durch Erfindung eines sogenannten Opfers, eines Mesopfers, das nur von geweihter Priesterhand soll dargebracht werden dürfen. Dies Priesteramt hatten nach römischer Lehre ursprünglich nur die Apostel, vor allem Petrus; ihm seien die Schlüssel des Himmelreichs übergeben, und nur der sei Inhaber der Schlüssel, der sie von Petrus und den Aposteln überkommen habe. Diese Uebertragung der Schlüssel, sagen sie, geschehe in der Weise, daß ein geweihter Bischof, auf den die Gewalt der Schlüssel durch ununterbrochene Ueberlieferung von den Aposteln hergekommen sei, diese Gewalt durch Auflegung der Hände einer anderen Person mittheile, wodurch diese Person in den Priesterstand aufgenommen werde, und zwar auf alle Zeiten, so daß ein Priester nie wieder zu einem Laien werden könne.

Was haben wir nun von dieser Lehre zu halten? Darauf antwortet unsere Kirche in den Schmalkaldischen Artikeln Th. III. Art. X.:

„Darum, wie die alten Exempel der Kirchen und die Väter uns lehren, wollen und sollen wir selbst ordiniren tüchtige Personen zu solchem Amt, und das haben sie uns nicht zu verbieten noch zu wehren.“ Und im Anhang zu den Schmalkaldischen Artikeln heißt

es: „Nu ist am ersten dies wahr, daß der Papst in der Kirchen regieret und unter dem Schein geistlicher Gewalt solche Herrschaft hat an sich bracht; denn er gründet sich auf diese Worte: „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben. . . .“

„Wo die Kirche ist, da ist je der Befehl das Evangelium zu predigen. Darum müssen die Kirchen die Gewalt behalten, daß sie Kirchendiener fordern, wählen und ordiniren. Und solche Gewalt ist ein Geschenk, welches der Kirchen eigentlich von Gott gegeben und von keiner menschlichen Gewalt der Kirchen kann genommen werden, wie St. Paulus zeuget Ephes. 4, da er sagt: Er ist in die Höhe gefahren und hat Gaben gegeben den Menschen. Und unter solchen Gaben, die der Kirchen eigen sind, zählet er Pfarrerherren und Lehrer, und hänget daran, daß solche gegeben werden zu Erbauung des Leibes Christi. Darum folget, wo eine rechte Kirche ist, daß da auch die Macht sei, Kirchendiener zu wählen und ordiniren. . . .“

„Hierher gehören die Sprüche Christi, welche zeugen, daß die Schlüssel der ganzen Kirchen nicht etlichen sonderen Personen gegeben sind, wie der Text sagt: Wo zweien oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“

„Zum letzten wird solches auch durch den Spruch Petri bekräftigt, da er spricht: Ihr seid das königliche Priestertum. Diese Worte betreffen eigentlich die rechte Kirchen, welche, weil sie allein das Priestertum hat, muß sie auch die Macht haben, Kirchendiener zu wählen und ordiniren.“

Nach diesen Aussprüchen ist Lehre der lutherischen Kirche, daß nicht dem Papst, nicht den Bischöfen, nicht den Predigern allein die Berufung und Einsetzung ins Predigtamt zustehet; sondern der Gemeinde Gottes. Und dies ist auch nach der heiligen Schrift die allein richtige Lehre, und die lutherische Kirche ist auch in diesem Stück treu bei der Lehre des Wortes Gottes verblieben. Das Predigtamt ist der öffentliche Dienst in der Verwaltung der Schlüssel des Himmelreichs. Die Schlüssel des Himmelreichs sind aber nicht nur gewissen Personen in der Gemeinde, sondern der ganzen Gemeinde gegeben. Als am Abend des ersten Ostertags der Herr Jesus bei verschlossenen Thüren unter seine Jünger trat, fand er die Elfe versammelt und die bei ihnen waren, Luc. 24, 33., auch den Kleophas, der ja keiner von den Aposteln war. Zu ihnen allen sprach er: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Joh. 20, 21. Sie alle blies er an und sprach zu ihnen: „Nehmet hin den Heiligen Geist; welchen ich die Sünden erlasset, denen sind sie

erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Und wo der Herr Matth. 18, 17. gesprochen hat: „Hört er die Gemeinde nicht, so halt ihn als einen Heiden und Zöllner“, da fügt er so gleich hinzu: „Was ihr (d. i. die Gemeinde) auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein; und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein.“ Auch hören wir nicht, daß der Herr außer den Schlüsseln des Himmelreichs, die er der Kirche verliehen hat, den Aposteln oder den übrigen Dienern der Kirche noch besondere Schlüssel verliehen hätte, sondern wir hören nur von den einen Schlüsseln, von denen es im Pieve heißt:

„Die Kirch trägt sie an ihrer Seit,
Die Hausmutter der Christenheit.“

Wenn also die, welche im öffentlichen Amte stehen, Schlüssel des Himmelreichs verwalten sollen, so können das nur die Schlüssel sein, die Christus seiner Kirche auf Erden gegeben hat. Und wenn Christus, der Hausvater des Himmelreichs, die Ordnung gemacht hat, daß die öffentliche Verwaltung dieser Schlüssel durch besondere mit diesem Amte betraute Personen geschehen soll, so hat damit die Gemeinde, als die Inhaberin der Schlüssel, die Macht und die Pflicht, die öffentliche Handhabung ihrer Schlüssel solchen Personen zu übertragen. Denn wo wollten, da für sie keine besonderen Schlüssel vorhanden sind, die öffentlichen Diener des Wortes, die doch Schlüssel verwalten sollen, Schlüssel herbekommen? Wo also eine Gemeinde sich weigert, einen Prediger zu berufen und ihm die öffentliche Verwaltung der Gnadenmittel in ihrer Mitte aufzutragen, da weigert sie sich, der Ordnung Gottes, der dies Amt gestiftet hat, nachzukommen. Da gilt es nicht, daß die Gemeinde sagt: „Die Schlüssel gehören uns; Christus hat sie uns gegeben; wir können damit machen, was wir wollen.“ Denn so wahr es ist, daß Christus seiner Gemeinde des Himmelreichs Schlüssel gegeben hat, so unwahr ist es, daß sie nun mit denselben machen kann, was sie will. Sie ist nicht Herr im Haus; sondern wie der Mann des Weibes Haupt ist, so ist Christus das Haupt der Gemeinde, und wenn er eine Ordnung gemacht hat, so hat sich seine Hausherrn darnach zu halten. Wiederum aber kann niemand die öffentliche Handhabung der Schlüssel, der Gewalt zu binden und zu lösen, mit Fug und Recht ausüben, außer wem die Gemeinde die Schlüssel anvertraut hat. Wer es doch zu thun vorgiebt, der kann nur nachgemachte Schlüssel, Dietriche, Diebschlüssel haben. Wer die rechten Schlüssel zu öffentlicher Verwaltung hat, der kann sie nur von der Gemeinde oder durch die Gemeinde haben, der muß auch nachweisen können, wo ihm die Gemeinde dieselben anvertraut hat. Wer sie hat, der ist ein Diener Gottes, ein Diener Christi; denn die Schlüssel sind Gottes, sind Christi, der allein ursprünglich Macht hat, Sünden zu vergeben und der die Schlüssel seiner Hausherrn anvertraut hat. Wer aber diese Schlüssel führt, ist auch ein Diener der Gemeinde, die ihm als Christi Braut die Schlüssel, die ihr verliehen sind, nach Gottes, ihres Hausherrn, Ordnung zu öffentlicher Handhabung übergeben hat. Diese Uebertragung der ihr verliehenen Gewalt vollzieht aber die Gemeinde durch ordentlichen B e r u f.

In der Berufung beauftragt die Gemeinde den, welchen sie beruft, der öffentlichen Verkündigung des Gesetzes und des Evangeliums, der öffentlichen Verwaltung der Gnadenmittel in ihrer Mitte vorzustehen. Beruft sie hiezu einen Mann, der nicht fähig ist, diesen

Auftrag auszurichten, so versündigt sie sich; denn sie soll ja durch ihre Berufung nicht einer äußerlichen Form genügen, sondern es soll durch solche Berufung dafür gesorgt werden, daß das Werk des Amtes zur Erbauung des Leibes Christi ausgerichtet werde. Wenn ein Fürst Heerführer anstellt, die durch ihr Ungeschick oder ihren Leichtsinn die Mannschaften nutzlos hinschlachten lassen, wenn eine Stadtverwaltung Spitalärzte anstellt, die als Pflücker die armen Kranken hinstirben lassen, wo ihnen doch zu helfen wäre, so versündigen sich nicht nur die, welche sich, ohne ihrer Aufgabe gewachsen zu sein, anstellen lassen, sondern auch die, welche solche untüchtige Leute in verantwortungsvolle Aemter bringen, an dem leiblichen Wohl derer, die auf solche untüchtige Amtleute angewiesen sind. Wie viel schwerer versündigt sich also eine Gemeinde, die in ein vertrauensvolleres Amt, da es sich um Seele und Seligkeit, ewiges Wohl und Wehe handelt, untüchtige Leute beruft. Geht durch falsche Lehre oder durch das böse Beispiel oder durch Versäumung der Amtspflicht, durch die ein solcher Prediger sich versündigt, eine Seele verloren, so hat die Gemeinde, die ihn leichtsinniger Weise mit dem Amt betraut hat, solche Seele auf dem Gewissen. Darum giebt Gott der Herr genau an, wie ein Bischof beschaffen sein soll, 1. Tim. 3, 2—9., Tit. 1, 6—9., erinnert auch besonders daran, daß man die, welchen man das Amt anvertrauen will, „zuvor versuchen, darnach erst dienen lassen soll, wenn sie unsträflich sind“, 1. Tim. 3, 10. Und da eine Gemeinde nicht immer Männer berufen kann, die sie selber kennen gelernt hat, so soll sie, wenn es gilt, einen Prediger zu berufen, Leute zu Rathe ziehen, die in solchen Dingen ein reifes Urteil haben und die Geister zu unterscheiden wissen, die auch imstande sind, den besonderen Bedürfnissen einer Gemeinde Rechnung zu tragen. Aus diesem Grunde ist es z. B. wohlgethan, wenn sich eine Gemeinde, die einen Pastor zu berufen hat, an den Präses ihrer Synode wendet mit der Bitte, ihr einen passenden Mann oder vielleicht mehrere vorzuschlagen. Das ist keine Beschränkung oder Verkürzung ihres Rechts, sondern nur eine Maßregel, welche die Gemeinde selber zur gewissenhaften Ausübung ihres Rechts und ihrer Pflicht nicht verachten sollte.

Fassen wir nun das Gesagte kurz zusammen. Das Recht und die Pflicht, Prediger zu berufen, steht bei der christlichen Gemeinde, der die Schlüssel des Himmelreichs von Gott anvertraut sind, und die verbunden ist, Gottes Ordnung zu respectiren, der ein Amt des Wortes gestiftet hat. Wer, wie der Papst, der Gemeinde dies Recht nimmt, der raubt ihr, was ihr Gott selbst verliehen hat, der handelt wie ein Hausknecht oder ein fremder Strolch, der einer Hausfrau die Schlüssel vom Gürtel reißt und sich und seinen Spießgesellen die Verwaltung ihrer Kisten und Kassen anmaßt, sie wohl gar, wenn sie sich das nicht ruhig gefallen läßt, zu ihrem eigenen Hause hinauswirft oder mit einem Knüttel zu Boden schlägt, wie der Papst solche Christen, die sich sein Raubwesen nicht gefallen lassen wollten, in den Bann gethan oder auch an Leib und Leben gestraft hat. Der Gemeinde aber steht es nicht frei, ob sie einen Prediger berufen will oder nicht, und sie soll bei der Ausübung ihrer Pflicht mit aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu Werke gehen, nicht noch leichtfertiger sein als ein Bauer, welcher irgend einen hergelaufenen Tramp als Knecht ins Haus nähme, der, nachdem er ihm allerhand Schaden in Stall und Hof angerichtet hätte, eines Morgens mit dem besten Pferd und dem Geld, das er erreichen

konnte, verschunden wäre und es dem Hausvater überließe, noch froh zu sein, daß der schlechte Geselle nicht ihn und die Seinen im Schlafe umgebracht hat. Glaubt der Leser, so thöricht wäre kein Bauer? Mag sein; aber es giebt Gemeinden, die so thöricht und so frevelhaft leichtfertig sind, und die noch meinen, sie seien wer weiß wie klug und vorsichtig, weil sie sich keiner Synode anschließen und keine Synodalpastoren berufen und ihre Pfarrstelle, wenn sie vacant geworden ist, in der Zeitung ausbieten. O ja! G.

Der Pfarrer und sein Sohn.

Ein Bild aus dem dreißigjährigen Krieg im Elsaß. Von August Jäger.

Für das Gemeindeblatt umgearbeitet.

[7. Fortsetzung.]

Es lag in der That auf den Zügen des Paters ein Gemisch von Herzengüte, Aerger und furchtbarem Zorn.

„Was habt ihr mit einander, meine Kinder? Doch keine Händel in dieser Anstalt, wo nur der Friede wohnt?“

Der blasse Abtrünnige wollte erzählen. Aber der Jesuit blickte ihn mit innerlich lodendem Zorne an, worauf dieser auf der Stelle schwieg.

Gottfried hatte genug vernommen, um ganz mißtrauisch auch gegen Pater Xaver zu werden. Er wußte nicht, wie sich gegen ihn zu benehmen. Da stand er im Garten der Anstalt und schaute die hohen Mauern an, wie um sich nach Mitteln zur Flucht zu erkundigen.

Die beiden Andern merkten seine Gedanken, äußerten aber nichts, sondern gingen mit ihm ins Haus.

Nun suchte der Pater auf alle mögliche Weise dem geängstigten Knaben Liebe zu erzeigen. War es aber Liebe oder nicht, so blieb Gottfried auf seiner Hut.

Ängstlich mied er den Umgang mit dem Abtrünnigen, der seine vorige Handlungsweise wieder gut zu machen suchte. Der kluge, glaubensfeste Knabe lebte fortan gänzlich in sich gekehrt in der Anstalt.

Nach und nach, als freundliche Zureden nichts mehr fruchteten, suchte man ihm mit einigem Ernst Zumuthungen zu machen, jeden Tag einmal die Messe zu besuchen. Zudem sollte er es auch, so wurde ihm bedeutet, aus Erkenntlichkeit für die genossene Zuflucht und Gastfreundschaft in der Anstalt thun.

Da wollte Gottfried sich entfernen; aber man sagte ihm, daß die Wege noch nicht sicher wären, und daß er sich durch sein Fortgehen großen Gefahren aussetzen würde.

Gottfried verstand in der Art, wie es ihm gesagt wurde, daß er ein Gefangener sei. Er wurde schon eine Weile aufmerksam bewacht, wenn auch gleichsam nur von Weitem.

Die verschiedenen Gebote kamen nicht von Pater Xaver her, sondern immer von anderer Seite, so daß es den Anschein hatte, der Pater nähme keinen Antheil an diesen Begehren. Letzterer schien auch den Knaben durch Wort und Miene einzuladen, in diesen Bedrängnissen seine Zuflucht zu ihm zu nehmen. Je ungestümer die Andern wurden, desto milder und freundlicher wurde der Pater.

Nun wurde Gottfried auf seine Weigerung, die Messe zu besuchen und dem Religionsunterrichte beizuwohnen, geradezu mit dem Gefängnisse bedroht.

Er nahm seine Zuflucht zum Pater. Derselbe versprach ihm, wenigstens für ein paar Tage, Ruhe und fügte hinzu: Allerdings, wenn er sich in die Nothwendigkeit fügen würde, so würde es ihm sein Leben lang gut gehen. Er wolle ihm zu dem Schritt nicht gerade rathen, denn er könne sich denken, was es einem koste, von dem Glauben zu weichen, in dem man geboren. Mit diesem kläglichen Troste entließ der Pater den Knaben.

Einige Tage nachher kam ein Jesuit zu ihm und forderte ihn noch einmal auf, mit zur Messe zu gehen. Da sagte ihm Gottfried: „Nie werde ich etwas thun, das wider meinen Glauben steht.“

„So komme mit, du thörichtes Kind, wir wollen dich schon weich machen.“

„Wohin?“ sagte Gottfried.

„Dahin, wo es dir nicht gefallen wird.“ war die Antwort.

Gottfried ahnte, wohin man ihn führen wollte. „Was habe ich euch denn zu Leide gethan, daß ihr mich quälen wollt?“ sagte er dem Jesuiten.

„Komm nur,“ erwiderte mit kaltem Ernste der Mann.

Da wollte Gottfried zur Thüre hinaus die Flucht ergreifen; aber draußen stand ein baumlanger Mensch, ein Knecht der Anstalt, der versperrte ihm den Ausgang. Da sprang er zum Fenster, riß den Flügel auf, um hinab in den Garten zu springen. Aber der Knecht hatte ihn schon am Kleide, und so wurde er denn in ein dunkles Gemach geführt, dessen einziges Fenster mit Eisenstangen stark vergittert war.

Als die Thüre hinter ihm geschlossen war, fiel er auf die Kniee und flehte Gott um Beistand in der Bedrängnis an.

So saß Gottfried acht Tage. Jeden Tag kam der Jesuit, der ihn ins Gefängnis abgeholt hatte, um nachzusehen, ob er nicht andern Sinnes geworden.

Immer sagte Gottfried: „Nein.“

Da kam der Jesuit einstens und meldete ihm, daß im Unterland viel Schauerliches vorgefallen wäre, daß die Croaten wieder so arg gehaust und auch seine Eltern und Geschwister leider! — setzte der Jesuit mit scheinbarem Bedauern hinzu — umgekommen wären. Gottfried hatte nämlich zuletzt dem Pater Kaver, als er immer mehr Vertrauen zu ihm faßte, gestanden, wo sich seine Familie befände.

Voll Entsetzen fiel Gottfried zu Boden und fing an schmerzlich zu jammern. Endlich wurde er still, raffte sich auf, sah dem Jesuiten mit feierlichem Ernst in das Gesicht und sagte:

„Entweder ist es wahr, was Ihr sagt, oder nicht. Wenn es wahr ist, so werdet Ihr doch Mitleid mit einem armen Waisen haben und mich nicht fernher quälen, denn eure Religion, die, wie ihr sagt, besser sein soll als die unsrige, wird euch doch gewiß lehren, Mitleid mit mir zu haben. Ist der Tod meiner guten Eltern und Geschwister unwahr, dann habe ich von euch kein Mitleid zu erwarten, denn ich werde in keinem Falle meinem Glauben untreu. Versteht Ihr mich?“

„Nur zur Messe gegangen, dann wird sich alles ändern, und du sollst reich und glücklich werden,“ sagte der Jesuit.

Die Nachricht von dem Tode der Seinigen hatte nicht die gewünschte Wirkung auf den Jüngling gemacht. So wie sich seine Gestalt und seine Gesichtszüge vor der Zeit durch fast beständige Gefahr und Trübsal ausgebildet hatten, so auch sein Geist.

Er trat hart vor den Jesuiten hin und sagte ihm

mit entschiedenem, durch Markt und Wein dringendem Tone:

„Glaubt Ihr wohl, daß ich so elend wäre, meinen Eltern entweder hier auf dieser Welt oder in der andern als ein Abtrünniger unter die Augen zu treten? Wenn Ihr das glaubt, so irrt Ihr.“

Mit diesen Worten setzte sich Gottfried auf sein hartes Lager, faltete seine Hände und schien zu beten. Der Jesuit zog sich zurück, weil er wohl sah, daß im Augenblicke nichts zu thun wäre.

Als sein Bedränger fort war, brach der Jüngling in heftiges Weinen aus. Je mehr die Thränen flossen, desto mehr aber fühlte er sich erleichtert, und nach und nach trat auch Ruhe und Frieden in sein Herz ein.

Abends — das war die Antwort auf seine Bitte um Mitleid — wurde er in ein anderes Gefängnis geführt. Es war ein feuchtes unterirdisches Gemach, in dem ein Wasserkrug, ein wenig Stroh und sonst nichts sich befand.

Unter heißem Beten verbrachte er beinahe die ganze Nacht, bis er endlich ermüdet sich auf das Strohlager ausstreckte.

Den andern Morgen hörte er neben sich Hammerschläge wie die eines Rüfers. Sein Gefängnis schien nichts anders als eine Abtheilung des Kellers zu sein, der von demselben durch dicke Planken getrennt war. Die einzige, mit Eisenstäben verwahrte Oeffnung, die ziemlich Licht hereinfallen ließ, ging auf einen etwas freien Raum. Von den Steinwänden fielen von Zeit zu Zeit einzelne Tropfen, wie von dem Gewölbe. Den ganzen Tag wurde er allein gelassen. Das schien ihm beinahe ein Glück zu sein. In der folgenden Nacht schlief er besser. Nur wurde er zuweilen durch das Fallen der von dem Gewölbe kommenden Tropfen aufgeweckt — kalte Mahner, die ihm selbst die Nachtruhe mißgönnten.

Als ihm am andern Morgen Brot und Wasser — das war seine Kost — gereicht wurde, verlangte er nach Pater Kaver. Dieser erschien auch sogleich.

Gottfried hatte nämlich, wie man in der Noth, um sich zu retten, selbst nach einem Strohhalm greift, die Vergangenheit überdacht und sich dann gesagt: Vielleicht ist der Pater barmherziger gegen mich, als die Andern. Wie sehr hatte er sich getäuscht!

„Du armes Kind, wie sitzt du da im Elend, in diesem feuchten Loch!“ so begann der Jesuit, indem er Gottfried die Hände drückte.

„D helfst mir doch heraus, lieber Herr. Sind denn meine Eltern und Geschwister wirklich todt? D sagt mir!“

„Man hat es uns gemeldet,“ war die Antwort.

„So laßt mich fort zu ihrem Grabe; o laßt mich!“

„Du kämest nicht dahin. Die ganze Gegend wimmelt von Croaten und andern Völkern. Du würdest in deinen Tod gehen,“ sagte Kaver.

„Hier ist mein Tod, o hier!“ versetzte der abgekehrte Jüngling.

„Ich habe keine Gewalt über dich, du gutes Kind,“ sagte mit scheinbar tiefem Bedauern der Jesuit. „Aber folge meinem Rath; thue, was man von dir verlangt; du —“

„Nie, nie kann ich —“

„Halt, nicht zu schnell! Höre mich an! Thue, was man von dir begehrt; du kannst ja dabei denken, was du willst.“

„Also zu heucheln, das rathet Ihr mir. — O Gott, o Gott!“ seufzte der Knabe.

Immer mehr drang der Pater in den Knaben. Dieser hörte ihn lange still an. Dann sagte er:

„Ich sehe nun klar, daß auch Ihr es nicht ehrlich mit mir meint. Deswegen will ich Euch noch sagen: Mein Vater hat uns oft gesagt, ich will meine Kinder lieber alle sterben, als eines abfallen sehen. Das, Herr Pater, werde ich nicht vergessen. Macht nun mit mir, was Ihr wollt! Mein Glaube ist mir lieber als mein Leben.“

„Bedenke dich noch eine Weile. Ich sage dir, befolge meinen Rath, vielleicht kommst du doch noch zu andern Gestimmungen.“ Mit diesem Bescheide verließ ihn der Pater trocken.

Nun sah Gottfried, daß er nichts mehr zu hoffen hätte; als von dem treuen Gott, zu dem er flehentlich betete. Immer ruhiger und friedvoller wurde er in seinem Innern. Alle tröstlichen Aussprüche der heiligen Schrift gingen wie freundliche Engel an seinem Geiste vorüber. Alles, was sein Vater ihm so oft gesagt, trat wieder klar vor seine Seele; sein treffliches Gedächtnis kam ihm hiebei sehr zu statten, und auch die vielen herrlichen Gefänge der evangelischen Kirche erlabten sein Herz.

So saß er mehrere Tage. Wirklich unbegreiflich war es, daß ihm das Singen nicht untersagt wurde. Er sang mit süßer Herzenlust die Lieder Luthers: Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir; Ein feste Burg ist unser Gott, und die vielen andern geistlichen Lieder, welche er mit den Seinigen sowohl im Familientreise, als im öffentlichen Gottesdienste gesungen.

Eines Morgens brachte ihm der Knecht, der ihn gefangen genommen hatte und der bisher sein Gefangenwärter gewesen, die gewöhnliche spärliche Nahrung. Anstatt sich gleich wieder zu entfernen, fragte er Gottfried, woher es komme, daß er so vergnügt sei und immer Lieder singe.

Da sagte der Jüngling: „Das ist mein Glaube, der mich jetzt getrost macht.“

Der Knecht wurde still, dann fragte er weiter: „Weißt du aber auch, was dich erwartet?“

„Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich wohl: den Leib können sie wohl tödten, doch die Seele nicht. Und wenn mein treuer Herrgott es will, so fällt kein Haar von meinem Haupte. Soll ich aber sterben, so freut es mich, mit dem Herrn Jesu, um meines Glaubens willen, zu leiden.“

Dabei schaute der blasse, abgehärmte Jüngling den Knecht mit verklärter Freude an. Der Letztere wischte sich in den Augen, kehrte plötzlich um und verschwand aus dem Gefängnisse.

Gottfried setzte mit seiner glöckleinhellen lieblichen Stimme sein Singen fort. Abends, als es schon düster war, hörte er leise vor dem Lustloche gehen. Gleich darauf fiel Etwas herein. Dann hörte er eine Stimme: „Sage Niemand, was du jetzt erhalten hast, um Gotteswillen. Der es dir giebt, ist hier dein einziger Freund.“

Gottfried antwortete. Aber die Person schien verschwunden. Er bückte sich und fand ein Päckchen am Boden. Es enthielt Lebensmittel, Fleisch, Obst und ein kleines Fläschchen mit Wein.

Mit herzlichem Danke gegen den unbekanntem Wohlthäter machte sich Gottfried darüber her und verzehrte mit Heißhunger die Speisen. Dann verbar er sorgfältig, was ihm übrig blieb.

Den andern Morgen blickte der Knecht ihn prüfend an, schaute im Loch umher und knipfte dann wieder ein Gespräch mit ihm an, aus dem er die Glaubensfreudigkeit des Jünglings aufs neue wieder erkennen konnte.

So ging es einige Tage fort. Immer fiel zu Anfang der Nacht ein Päckchen Nahrungsmittel zur Deffnung herein. Gottfried, der ganz ausgehungert war, fing wieder an, stärker zu werden. Der Gefängniswärter blickte jeden Morgen Gottfried aufmerksam an und betrachtete dann den ganzen Raum des Gemaches. Die Gespräche wurden fortgesetzt.

Eines Morgens kam er früher. Nach dem gewöhnlichen, immer freundlicher gewordenen Gruße sagte er zu ihm: „Du siehst jetzt wieder recht gut aus. Was hast du denn für ein Künstlein, dich bei Wasser und Brot so schön zu erhalten?“

Gottfried wollte fast vergehen vor Schrecken, daß die geheime Unterstützung entdeckt worden.

„Ich will dich nicht erschrecken,“ fuhr der Knecht fort, „ich bin es gewesen, der es dir zugeworfen. Was schaust du mich so ungläubig an? Ja, ich bins. Glaube mir nur fest. Ich bin evangelisch — gewesen, und so wahr mir Gott helfe, ich will es wieder werden, wenn ich nur wieder zu Gnaden kommen kann. Bist doch wieder recht stark, du armes gutes Kind? Und kannst ein paar Stunden weit gehen? Du mußt fort. Und ich begleite dich. O deine geistlichen Lieder haben meine Brust durchschnitten wie ein feurig Schwert.“

Indem der Knecht diese Worte in einem Athem heraus sagte, gleichsam um, nachdem einmal die Bahn gebrochen, sich einer schweren Last zu entledigen, stürzte ein Strom von Thränen aus seinen Augen, die er verblicklich zurückzuhalten suchte.

Welche Freude für den armen Gefangenen! Als er die Thränen des Knechtes sah, schwand jede Spur des Mißtrauens. Er fiel dem Wiedergewonnenen um den Hals und vermischte seine Freudenthränen mit den Thränen des Mannes.

„In dieser Nacht komme ich, dich zu holen. Halte dich bereit. Ich kann jetzt nicht mehr länger ausbleiben.“ Mit diesen Worten entfernte sich der Knecht.

Jetzt erst empfand der Knabe, welch eine lange Zeit ihn von der Stunde der Befreiung trenne. Den ganzen Tag blieb er still und stimmte keinen Gesang an. Das war auch die Ursache, warum Abends der Jesuit ihn besuchte, der glaubte, weil er sich nicht hören ließ, er wäre müde geworden.

Gottfried fürchtete, in ein anderes Gefängnis gebracht zu werden. Deshwegen zeigte er keinen großen Widerstand, sondern bat den Jesuiten nur, er möchte ihm noch Ruhe lassen. Vergnügt entfernte sich der Bekehrer.

Als alles still geworden, that sich leise die Thüre auf. Georg Bury, der Knecht, trat als Befreier ein. Mit Herzklopfen folgte ihm schnell Gottfried; es war eine stockfinstre Nacht. Der Knecht hatte den Jüngling an der Hand. So wandelten sie eine Zeitlang, bis sie in den Garten kamen. Da hörten sie Fußtritte. Eine lange Gestalt wandelte einsam in dem Garten. Sie versteckten sich hinter ein Gebüsch. So viel sie unterscheiden konnten, war es der abtrünnig gewordene Predigersohn, der unruhig auf und ab ging.

Plötzlich kreischte eine Eule. Wie über diesen Ruf erschreckt, stoh der Unglückliche der Anstalt zu. Die Flüchtigsten untersuchten nun noch genau, ob Niemand mehr vorhanden. Dann richtete der Knecht eine an der hohen Mauer liegende Leiter auf und befahl Gottfried, hinaufzusteigen. Dann reichte er ihm ein Bündel, seine Habseligkeiten enthaltend, stieg selbst hinauf, zog die Leiter nach sich und stellte dieselbe auf der andern Seite wieder an die Mauer. Nun ging hinunter. Dann hatten sie einen Graben zu überschreiten, über den Bury die Leiter legte. Fröhlich kletterte

Gottfried mit seinem Gefährten hinüber. Nun trug Bury die Leiter noch eine Strecke mit sich, dann verbarg er dieselbe in einem Gebüsch.

So hatte der standhafte Knabe durch seinen Gesang zuerst dem geistlich gefangenen Knecht, und dann der Knecht dem leiblich gefangenen Knaben wieder zur Freiheit verholfen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Jahresluß.

„Das alte Jahr vergangen ist“ — so singen wir in diesen Tagen, da wir wieder an der Grenze zweier Jahre stehen. Es war ja nicht immer alt, das Jahr, das vergangen ist. Noch nicht gar lange ist es her, da wünschte man sich Glück und Gottes Segen zum neuen Jahr und meinte dasselbe Jahr, das jetzt als das alte Jahr zu den Dingen geschrieben wird, die vergangen sind. Es ist jung gewesen und alt geworden, schnell gealtert und dahin geschieden, und seine Stätte findet man nicht mehr. Weißt du noch, wie Frühlingsgrün und Lenzesblüthen dein Aug erfreuten? Da war das alte Jahr noch nicht alt. Dann kamen wogende Aehrenfelder und das Rauschen der Sicheln, und Bäume, die ihre Aeste bogen unter der schweren Last des Segens; dann gilbten die Blätter in der Herbstnacht und deckten nicht mehr die Aeste, sondern den Boden, oder flogen im segenden Sturmwind davon, und braun und grau lag das Feld und Wiese und Wald, und endlich gab es wieder Schnee und Eis, und über alle dem ist das Jahr alt geworden, und nun singt man schon: „Das alte Jahr vergangen ist.“

So ist das Jahr 1884 den Weg aller Jahre gegangen. Fast hätte ich geschrieben „den Weg alles Fleisches“; und wenn ich so geschrieben hätte, es wäre am Ende so sehr verkehrt nicht gewesen. Ist doch alt werden und vergehen nicht das Loos der Jahre allein. Wie lange ist's her, du lieber Leser mit der Brille vor den Augen und dem spärlichen grauen Haar, wie lange ist's her, da warst du nicht älter, als das Jahr 1884 vor zwölf Monaten war; dann kam deines Lebens Frühlings- und Sommerzeit, kamen deines Lebens Herbstestage, und darüber bist auch du alt geworden; und wie lange wird's währen, dann singen sie:

„Sein Jammer, Trübsal und Elend
Ist kommen zu einem selgen End“ —

und da meinen sie nicht das alte Jahr, sondern den alten M. oder die alte M., da meinen sie dich. Wie lange ist's her, du Lieber, der du das Gemeindeblatt nach vollführtem Tagewerk oder nach einer Wochenarbeit, die einen starken Mann in rüstigen Jahren erforderte, in deinen kräftigen Händen hältst und deinen Knaben und Mädchen mit fester Stimme Ruhe gebietest, daß sie dich nicht im Lesen stören, wie lange ist's her, da warst du selber noch ein kleines Bübchen und spieltest mit der Arche Noahs und den Thieren drin, die einander so ähnlich sahen und meistens nicht mehr recht stehen konnten, weil du ihnen die Beine abgetreten hattest, oder spieltest Verstecken hinter deiner Mutter Stuhl, rittest auf Stöcken und wünschtest, du hättest erst ein Pferd, das richtig fressen kann, und gingst in die Schule und mußt nachsagen; und dann kam ein Tag, da hattest du neue, schwarze Kleider an und ein neues Gesangbuch, und dir war so feierlich zu Muthe, als

dein Mütterlein dich mit Thränen küßte, ehe du zur Kirche gingst, und der Herr Pastor dir die Hand aufs Haupt legte und sprach:

„Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, gebe dir seinen Heiligen Geist, den Geist der Weisheit und Erkenntnis, der Gnade und des Gebets, der Kraft und der Stärke, der Heiligung und der Furcht Gottes.“

Weißt du das noch? Es ist so gar lange nicht her. Und doch, der Frühling deiner Jugend ist vorüber, und wie lange wird's währen, dann tragen sie dich auch hinaus und du singst nicht mehr mit: „Das alte Jahr vergangen ist.“ —

Und ihr, die ihr noch im Wonnemond des Lebens steht, deren Wangen roth und frisch sind, deren Augen jugendlich leuchten, die ihr so leichten, fröhlichen Muthes dahin lebt und den Ernst des Lebens noch wenig erfahren habt — warum flechtet ihr euch nicht des Frühlings duftende Blüthen ins üppige Haar; warum nicht? „Ei,“ spricht ihr, „weil es Winter geworden ist und längst nicht nur des Frühlings Blüthenschmuck, sondern auch des Sommers letzte Rose und des Herbstes Blättergrün dahin gewelkt und verschwunden ist.“ Also dahin gewelkt und verschwunden? Merkt ihr etwas? Meint ihr, es werde bei euch immer Frühling bleiben? Meint ihr, es werden eure Wangen immer so frisch und voll und roth sein, eure Augen immer so jugendlich leuchten? Hört, was das scheidende Jahr euch zuruft: „Auch ich war einst jung und jugendfrisch; auch ich habe mein Maienglück gesehen. Aber heißer wurden die Sonnenstrahlen und immer ernster schaute ich drein, und jetzt singen sie: „Das alte Jahr vergangen ist.“ Wie lange wird's währen, da ist es auch bei euch vorbei mit Jugendlust und Jugendmuth, und ihr seid auch alte Väterchen und Mütterchen geworden, und eure Wangen sind blaß und runzelig und euer Haar ist gebleicht und eure Augen sind blöde und ihr geht langsamen Schrittes einher und habt Rheumatismus in den alten Gliedern oder seid sonst brechhaftig geworden, und wer mit euch zur Kirche oder zum Nachbar geht, muß merken, daß euch die Luft knapp wird; und zuletzt heißt es: Der Großvater, die Großmutter ist gestorben und übermorgen wird sie begraben. Ja, ja, begraben. Das lautet gar ernst und ist auch ernst, und es thut euch gut, wenn ihr ein wenig oder auch viel darüber nachdenkt.

Aber wer weiß, vielleicht bringt ihr es noch nicht einmal so weit im Leben wie das scheidende Jahr. Dem singt man nach: „Das alte Jahr vergangen ist.“ Ja, es ist alt geworden, das Jahr, jung gewesen und alt geworden, ziemlich so alt, wie eben ein Jahr werden kann. Es hat seinen Frühling, Sommer, Herbst und Winter erlebt und ist mit Thyren grau geworden wie die Jahre, die vormalig gewesen sind. Das hat man ihm nicht an der Wiege singen können. Kein Mensch konnte es sagen vor zwölf Monaten, ob dies Jahr seinen Jahreslauf vollenden und ein altes Jahr werden würde, ob nicht in Gottes Rath es anders beschlossen sei, ob nicht mitten ins duftige, farbenprächtige Maienglück hinein erschallen würde der Ton der letzten Posaune, ob nicht, ehe dies Jahr zu Ende gehen würde in Schneegestöber und Decemberstürmen, der Tag anbrechen würde, der kein Ende hat. Nun ist es alt geworden, und wir singen statt der rauschenden Lieder der seligen Ewigkeit hier in der Zeit: „Das

alte Jahr vergangen ist." Aber ihr, wißt ihr, ob euch ein Lebensommer und Lebensherbst beschieden ist? Denkt noch ein wenig nach, dann dürft ihr gehen. Schaut ein wenig rückwärts. Wißt ihr noch, wie sie so bleich und still im Sarge lag, die Gespielin, die noch vor wenigen Monaten so lebensfrisch und heiter im Jugendblühen einherlebte, bis es plötzlich hieß: „Sie ist sehr, sehr krank“; wie eines Morgens in diesem nun vergangenen Jahr die leichten Lüfte spielten mit einem Trauerflor an ihres Vaterhauses Thür. Warum war doch weiß und schwarz der Trauerflor? War es doch, um euch und den Andern, die vorüber gingen, anzuzeigen, daß hier ein junges Leben, jung und jugendfrisch wie ihr, dahingefunken war, von des Todes rascher Sichel gefällt. Und meint ihr denn, es dürften jetzt die Worte aus dem Gesangbuch zu streichen sein:

„Es kann vor Nacht leicht anders werden,
Als es am frühen Morgen war“?

Ach nein, laßt sie nur ruhig drin im Gesangbuch; man wird sie noch ferner brauchen können, und wer weiß, an wessen Grabe sie noch gesungen werden, und ob ihr sie dann mit singt, ob dann nicht euer Gesangbuch übrig ist für diesen oder jenen, der euch lieb gehabt hat und vor Schluchzen kaum singen kann, wenn sie das Lied anstimmen:

„Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod.
Ach wie geschwinde und behende
Kann kommen meine Todesnoth!
Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut,
Wachs nur mit meinem Ende gut.“

Hat euch das traurig gemacht, was ich euch hier vorhalte? Das sollte es nicht. Ernst wohl soll es euch stimmen, ihr lieben jungen und alten Erdenpilger, aber nicht traurig. „Das alte Jahr vergangen ist“, das ist ja wahr, und wir ändern nichts daran und können nichts daran ändern. Und wenn wir könnten, wollten und sollten wirs? Ist es doch, wenn man alles in allem nimmt, selbst wo es köstlich gewesen ist, Mühe und Arbeit gewesen. Wer will die bitteren Thränen zählen, die es gebracht hat? Wer will die Sünden zählen, die darin begangen worden sind? Wer will die Kämpfe aussagen, die seine Tage heiß gemacht haben? Wer will die Zahl der bangen Seufzer aus gepreßtem Herzen ausrechnen, deren Zeugen seine unruhvollen Nächte geworden sind? Wollen wir das alles zurückwünschen, das alles noch einmal durchleben? Nein, es ist vergangen und vorüber. So geht auch vorüber unsere Lebenszeit, eilen dahin die Tage unserer Wallfahrt mit aller ihrer Schwachheit und aller ihrer Trübsal. Wieder ist uns näher gerückt das Ziel, dem wir entgegen eilen, das Kleinod, welches die himmlische Berufung uns vorhält. Hoch aber über dem Wechsel der Zeit thront ewig derselbe unwandelbar Der, welcher nicht vergeht, dessen Jahre kein Ende nehmen, dessen Güte alle Morgen neu und dessen Treue groß ist, der uns tragen will bis ins Alter und unsere Jahre in seiner Hand hält, der da ist und der da war und der da sein wird, Jesus Christus gestern und heute, und derselbige in Ewigkeit.

G.

Das ist Gottes Weise, so pfeget er mit uns umzugehen, daß er nach der Anfechtung und Traurigkeit, wenn wir das Herz gebrochen haben, uns reichlich und überschmänglich tröstet, und je größer das Uebel und die Traurigkeit ist, je größer ist auch hernach der Trost und die Freude.

L u t h e r. Hauspostille.

Einiges über den Gözendienst unserer deutschen Vorfahren.

Es wird bei Missionsfesten oft darauf hingewiesen, daß auch von uns Deutschen gesagt werden kann: „Ihr wißt, daß ihr Heiden seid gewesen und hingegangen zu den stummen Götzen, wie ihr geführt wurdet.“ Wie aber auch unter denen, die noch in unsern Tagen in der Nacht des Heidentums dahin gehen, ein großer Unterschied ist und jedes Volk seine besonderen Götzen und Gözendienste hat, so war es auch vor Alters, und von der besonderen Gestalt, in welcher das deutsche Heidentum in dem, was wir davon wissen, sich uns darstellt, soll in gegenwärtiger Festzeit hier einiges berichtet werden.

Unter den erdichteten Gottheiten, welche die alten Deutschen verehrten, stand oben an Wodan oder Wuotan. Obschon aber Wodan als Vater über alles verehrt wurde, war er nach dem Glauben seiner Anbeter nicht ewig. Vor ihm gab es schon große Riesen in einem großen Nebelreich, das im Norden, und einem Feuerreich, das im Süden lag. Auch der erste Mensch kam vor Wodan aus Tageslicht; ihn leckte in drei Tagen eine Kuh aus dem Salzgestein. Dieser erste Mensch wurde Wodans Vater und eine Riesentochter seine Mutter. Auch Brüder wurden dem Wodan geboren, und mit diesen zusammen zog er später in den Kampf gegen die Riesen. Einen von diesen erschlugen sie, und aus seinem Leichnam machten sie die Erde, aus seinem Blut die Gewässer, aus seinem Gerippe die Berge, aus seinen Zähnen das Gestein, und aus seiner Hirnschale das Himmelsgewölbe, das sie, nachdem sie es in die Höhe gehoben hatten, vier Riesen, von denen der erste im Norden, der andre im Süden, der dritte im Osten, der vierte im Westen Stellung nehmen mußte, auf die Schultern legten. Noch aber war es finster in der neuen Schöpfung. Da kamen vom Süden her aus dem Feuerreiche zahlreiche Funken geflogen, und diese setzten die Götter als Lichter ans Himmelsgewölbe. Die Sonne mußten zwei feurige Pferde auf einem feurigen Wagen durch ihre Bahn ziehen, und hinterdrein jagten zähnefletschend zwei hungrige Wölfe beständig, daß das Gefährte nicht einen Augenblick zur Ruhe kommt. Wenn nun der Schaum von den Gebissen der geheßten Sonnenrosse triefe, hieß es, so falle er als Thau zur Erde nieder. Die Götter aber benutzten bei ihren Wanderungen den Regenbogen.

Auch allwissend war nach der Lehre der alten heidnischen Deutschen ihr Wodan nicht; doch trugen ihm zwei Raben, die täglich einen Mundflug über die Erde machten und sich nachher auf seine Schultern niederließen, Nachrichten aus allen Landen zu. Nur wenn Wodan auf seinem Thron in der Götterburg mitten auf der Erde saß und zum Fenster hinaus schaute, konnte er der geflügelten Rundschaffter entbehren; denn von jenem Orte aus konnte er alles sehen, was auf Erden vor sich ging. Er sah aber alles nur mit einem Auge. Um nämlich zu größerer Weisheit zu gelangen, hatte Wodan aus dem Brunnen der Weisheit getrunken; das hatte ihm aber ein Auge gekostet und er war seitdem einäugig. Unter Wodans besondrerer Regierung sollte Wind und Wetter stehen. Wenn im Walde ein auffallender Lärm vernehmbar wurde, so sagte man, Wodan reite auf seinem achtbeinigen Pferd mit seinen Gefellen durchs Gehölz, und bis auf den heutigen Tag ist der „wilde Jäger“ und das „wilde Heer“ im deutschen Volk nicht vergessen. Unter Wodans Regierung stand auch der Krieg; er war es, der bestimmte, wer von den Kämpfern dem Tode anheimfallen sollte. Vor

den alten Riesen aber lebte er selbst mit seinen Göttern in steter Furcht.

Auch eine Gemahlin dichteten die Deutschen ihrem obersten Gott an; dieselbe nannten sie Frya oder Freia, und nach ihr hat der Freitag seinen Namen. Auch sie ist kriegerisch; auf einem von Ragen gezogenen Wagen zieht sie in die Schlacht, und die Hälfte der gefallenen Krieger verlangt sie, während die andere Hälfte ihrem Manne verbleibt. Wiederum erzählte man auch, wie Freia, um sich köstlichen Schmuck zu verschaffen, ihre Ehe gebrochen habe, wie man andererseits auch dem Wodan mannigfache Untreue gegen sein Gemahl nachsagte, eine um so merkwürdigere Erscheinung, als gerade bei den alten Deutschen eheliche Untreue furchtbar gestraft zu werden pflegte und eine Ehebrecherin, selbst wenn ihr Mann sie leben ließ, als ein Auswurf des Stammes ihres Bleibens, wo sie bekannt war, nicht mehr hatte.

Es ist nicht unsere Absicht, hier den Wust von wunderbaren Erdichtungen, die bei den alten Deutschen mit den Namen dieser beiden regierenden Gottheiten und der anderen Götter und Göttinnen, denen sie Furcht und Dienst widmeten, noch weiter vorzulegen; es galt nur, an einem Beispiel zu zeigen, wie sich die armen Heiden die höheren Wesen dachten, denen sie ihren schrecklichen Gözendienst leisteten.

Die Berrichtungen, welche zu Ehren der Götzen vorgenommen wurden, pflegten im Dunkel schattiger Bäume, Baumgruppen, Haine oder Wälder vor sich zu gehen, und besonders scheint die Kunde zu diesem Zweck den Vorzug genossen zu haben; auch suchte man solche Stellen aus, in deren Nähe sich eine Quelle befand, die als „Blutbrunnen“ dienen konnte. Solche Haine und Quellen galten selbst wieder als heilig und göttlicher Verehrung würdig. Neben diesen natürlichen Opferstätten hatte man aber auch Tempel und künstliche Opferaltäre, Opfersteine, die mit Löchern und Rinnen zum Abfließen des Blutes versehen waren. Auf die Entweihung einer solchen Opferstätte war schwere Strafe gesetzt; es wurde sogar Blut und Leben des Frevelers, der seine gewaltthätige Hand an das Heiligtum gelegt hatte, der Gottheit zum Sühnopfer dargebracht.

Ueberhaupt bestanden die Opfer, welche den stummen Götzen geweiht wurden, zum großen Theil in Menschenopfern. So pflegte man wohl größere Opferfeste mit einer feierlichen Abschachtung einer Anzahl armer Gefangener zu eröffnen. Diese wurden auf den Altar gelegt, und vielfach schnitt man ihnen bei lebendigem Leibe das Herz aus der Brust oder belegte sie mit ausgefuchten Martern, ehe man ihnen mit dem Opfermesser den Todesstoß gab. Besonders waren es Kriegsgefangene und in späterer Zeit gefangene Christen, deren Blut auf den schauerlichen Opferstätten in Strömen vergossen wurde. Auch Frauen und Kinder mußten vielfach als Schlachtopfer ihr Leben lassen. Wichtige Unternehmungen, Siegesfeste, Niederlagen im Krieg, auf welche ein Rückzug erfolgen mußte, dazu gewisse regelmäßig wiederkehrende Feste mußten die Gelegenheiten abgeben, bei denen das Todesröcheln der armen Schlachtopfer vernommen wurde und zuckende und rauhende menschliche Leichname von den Opfersteinen gewälzt wurden, um neuen Platz zu machen. Die Opferung geschah durch Opferpriester, zuweilen auch durch Priesterinnen; beide waren zugleich in Wahrsagerkünsten bewandert und waren wegen der großen Macht, die sie ausübten, und wegen der Blutgier, durch die sie sich vielfach auszeichneten, gefürchtete Leute.

Man sollte meinen, unsere armen Vorfahren wären vor Freuden außer sich gerathen, wenn ihnen das

Evangelium von der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes in Christo Jesu gebracht wurde, durch das sie sollen frei werden von dem schrecklichen Götzendienst, bei dem keiner von einem Tag zum andern seines Lebens sicher sein konnte. Statt dessen hören wir, daß sie sich überall gewehrt haben, als sollten sie die höchsten Güter preisgeben, daß es sehr schwer gehalten hat, unsere Väter herauszureißen aus der Dürigkeit der Finsternis, einer Finsternis, die so grauenvoll war wie die der Heiden unserer Tage. Jetzt ist das große Licht über unserm Volke aufgegangen und über uns scheint es helle. Sind wir recht dankbar dafür? Wandeln wir als Kinder des Lichts? Lassen wir auch, wie wir sollten, wiederum von uns ausgehen die Strahlen des Lichts, das uns erleuchtet hat, daß auch andere seines Scheines mögen froh werden?

Sieh, lieber Mitschrift, du hast jetzt wieder Weihnachten gefeiert, da auch dich wieder in reichen Gnaden besucht hat der Aufgang aus der Höhe und die Herrlichkeit des Herrn aufgegangen ist über dir. Hast du wohl einmal daran gedacht, was dazu gehört hat, daß du Weihnachten feiern konntest, und wie jämmerlich du daran wärest, wenn Gottes Güte nicht an unserm deutschen Volk sich bewährt hätte?

Wenn aber ungläubige Zeitungsschreiber dies Jahr wie früher in die Welt hinaus gefaselt haben, das Weihnachtsfest sei eigentlich gar kein christliches Fest, sondern ein deutsches Fest aus der Heidenzeit unseres Volks, so ist das nicht einmal von eines solchen ungläubigen Zeitungsmachers Weihnachtsfest wahr. Denn wenn auch heute mancher dieses Schlags ein Weihnachtsfest feiert mit Tannenbaum und Gabenbescherung, ohne einen Heiland im Haus und im öden, finstern Herzen, so kann er doch dabei wenigstens seines Lebens sicher sein, so viel das überhaupt ein Mensch in dieser Sterblichkeit vermag, und er würde wahrscheinlich eine blaßbläuliche Gänsehaut kriegen, wenn er ein altheidnisch-deutsches Götzfest mitmachen müßte. Noch viel weniger aber ist, das weiß der Leser, jene Behauptung wahr, wenn das Weihnachtsfest der Christenheit gemeint sein soll, von dem man singt:

Du fröhliche,
Du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt war verloren,
Christ ist geboren,
Freue, freue dich o Christenheit!

G.

Die Fürsorge Gottes an den Sperlingen.

Zum Nachdenken beim Eingang in's neue Jahr.

„Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zweien Pfennige? Noch ist vor Gott derselben nicht eines vergessen. Auch sind die Haare auf eurem Haupte alle gezählt. Darum fürchtet euch nicht; denn ihr seid besser (vor Gott höher geachtet und ihm lieber), denn viel Sperlinge.“ Lucä 12, 6.

Schau einmal so ein Thierchen an; man sollte meinen, er sei ein gar armes Tröpflein. Es kann nicht schön pfeifen, und hat ein schmales Gehirn und wenig Verstand, und kann auch sonst nicht viel. Ein anderer Vogel verweist im Spätjahr und steht sich um in fremden Läubern, aber der Spatz bleibt ganze Jahr und lebenslanglich in seinem Dorf und ist daselbst ein Hinterfaß. Ein anderer Vogel macht sein zierliches Nest, der Distelfink und die Schwalbe,

jeder auf seine Art gar kunstreich; aber der Spatz ist unter der Vogelzunft nur so ein Nentsmann. Er sucht gern in fremden Häusern Logis, in einem Schwalbennest z. B., und zahlt hintennach noch keinen Hauszins, oder postirt sein grobes Nest aus Thorheit in einen Spatzenhofen, zum größten Verderbnis für ihn und seine Nachkommenschaft, und füttert schlecht aus mit Stroh. Und weil der Spatz nichts versteht und auch keine Singjungfer ist, so steht er auch nirgends in Respekt, nicht bei den Menschen und nicht bei dem Gethier; und man sieht ihn eben nur an wie so ein Ungeziefer unter der Vogelwelt, wie den Ausschuß; zumal da er gern viel frisst und arg schreit. Und man trifft sie auch überall an und sie säen nicht und ernten nicht und zehren von dem, was andere pflanzen.

Und doch ist es noch nicht passirt, daß sich so ein Spatz gehängt hätte, oder den Hals abgeschnitten, oder mit einer Pistol zu Tod geschossen, oder daß sich einer nur viel um morgen oder um den nächsten Winter Bekümmernis gemacht hätte. Und er hat ganz recht, der Sperling; wolt er sich Grillen machen, so wäre er ein Narr, auch wenn er das Verständnis dazu hätte. Denn sei so ein Halbpenniggeschöpf, so ein Spatzenvögelein sehr gering, und sei es auch gar kein Schade, nicht einmal ein Kleiner, wenn einer derselben in Abgang kommt, und sei er, selbst gegen eine Schwalbe und ihren hoffärtigen Flug verglichen, nur ein Tölpel: so könnt so ein Spatz doch ganz wohl inne werden, daß er in Pflugschaft unseres Herrgott steht und dieser ihm alle Tage sein tägliches Brot zurecht richtet und vorlegt. Wir wollen einmal einen Anschlag machen von den Verpflegungskosten, die auf den Unterhalt eines Spatzes verwendet werden müssen.

1) Kosten der Nahrung. — Der Spatz braucht alle Tage seine Mehlspeis oder Fleischspeis, und an den Festtagen von allen beiden; sei es nun ein paar Weizenkörner, oder eine Speise von jungen Erbsen, oder sei es ein unvorsichtiger Käfer, oder ein Würstlein von einer Raupe, oder sonst so etwas. Und gar im Winter ist oft die Versorgung von so einem Spatzenhütlein keine leichte Sache; wenn es z. B. einen Tag lang geschneit hat und alles mit Schnee zugebedt ist, da will eben doch der Spatz alle Tage sein Essen haben und thät kein kleines Geschrei, wenn er sein Sach nicht bekäme. Wie ist das aber aufzutreiben, wenn alles zugebedt ist? Graben kann der Spatz nicht und betteln mag er auch nicht, und zum Stehlen giebt's nicht überall Gelegenheit. Was aber an den Landstraßen oder sonst an einem Ort, wo der Schnee zeitlich bei Seite geschafft worden ist, etwa zusammen zu lesen ist, das ist nicht viel, und kommen auch andere Hungerleider, die größere Köpfe haben und gewaltthätig sind, Finken, Goldammer und dickköpfige Raben. Aber alle diese Schwierigkeiten unbeschen kriegt so ein einsältiger Spatz alle Jahre 365 Tage sein Essen; und man sieht es ihm von weitem an, daß er vor lauter Sorglosigkeit ganz leichtsinnig ist.

2) Montur. So einem Spatz geht es eben wie andern Leuten auch; er will auch nicht schlechter gekleidet sein als seines Gleichen, sondern einher-schreiten ganz wie es bei den Spatzen gerade die neueste Mode ist. Wenn man nur die Sache recht betrachtet, so ist der Spatz viel besser versorgt, als man nur meinen sollte. Gott kleidet ihn gar sorglich; eine wohlhabige Mutter kleidet ihr Kind nicht

besser, damit er nicht leicht friert, wenn es kalt ist, und im Sommer schwigt er nicht (ich habe wenigstens noch keinen Spatzenschweiß gesehen). Und dann kann der Spatz oder die Späzin erst noch wie eine Madam in ihrem Federstaat einher-schreiten oder auf dem Dache sich sehen lassen. Hat er nicht einen braungeschweiften Frackrock an? Geht er nicht in kurzen seidnen Hosen einher wie ein Vornehmer von Hof? Hat er nicht seine Halbstiefeln von rothem Zuchtleber, und sind alle Tage wie frisch gewischt? und hat doch keinen Diener und keine Magd and keine Bürste! Und das Spatzenhaupt hat ein samtnes Barret auf und ist alles in der Woll gefärbt am Spatz; seine Montur schießt nicht ab, nicht im Sonnenschein und nicht im Regen, obchon er kein Parasol führt, und kriegt auch keine Flecken und fallen keine Löcher rein, es sei denn, daß einer Streit-händel bekomme und zerzaust werde. Im Frühjahr und Spätjahr läßt ihm aber sein Pflegevater neue Montur annessen; der Spatz maust sich nämlich. Im Spätjahr fallen ihm die leichten Sommerfedern aus und im Frühjahr die dicken Winterfedern, und er kriegt ein anderes Gewand, wie es die neue Jahreszeit braucht. Verkaufst nicht einmal dem Ind oder Federnhändler. Ein Bedienter oder Kutscher bekommt nur alle zwei Jahre neue Montur von seinem Herrn, so ein Spatz aber zweimal im Jahre und dient doch nicht und kutschirt auch nicht. Und wie nett steht im alles! Der ihm das Zeug zu seiner Montur geschenkt hat, hats ihm auch selber zurecht geschnitten und genäht. Drum geht so ein Spatz nicht einher, wie da und dort ein Krämer oder ein Wirth, dem der Pariser Dorfschneider den Rock verpfuscht hat, oder wie ein Soldat, der in eine Montur schlupfen muß, die nicht für ihn gemacht ist, — es liegt ihm, nämlich dem Herrn Spatz, die ganze Kleidung an, als wenn sie angegossen oder angewachsen wäre — ist doch nur ein Spatz, unter Brüdern nur einen halben Pfennig werth.

3) Unterricht und Vormundschaft. So ein Spatz hat von Natur einen schwachen, unsteten Kopf, er hat, wie man von vielen Studenten zu sagen pflegt, kein Sigleder und ist sehr flatterhaft. Darum weiß er nichts und versteht er nichts, wenn er in die Welt hinauskommt, und von andern Leuten nimmt er keinen Rath an. Da ist die Katz, da ist die Gule, da ist der Marder, da sind die Buben, da sind selber die elenden Hühner, die alle den Spatzen, als wären sie nur Zigeuner und Scheerenschleifervolk, auffällig sind. — Wer soll dem thörichtem, ungelehrten Spatz durch-helfen bei all diesen Nachstellungen von Buben und vom Gethier, das viel mehr Talente hat wie er? Sieh, Gott hat den kleinen armen Vogel selbst instruirt, wie er es machen müsse. Gott hat ihm gezeigt: wenn ein Mensch kommt, so flieg schon 10 Schritt weit ab in die Höhe; wenn eine Kaze kommt, so darfst du die Katz ein paar Schritt näher kommen lassen, nur mußt das Auge nicht von ihr wenden, damit sie nicht heimlich auf dich losfahre; vor einem Huhn brauchst du aber fast gar keinen Respekt zu haben, vor so einer Kräckerin; brauchst nicht einmal aufzusiegen, sondern nur einen sachten Seitensprung zu machen, wenn sie beim Futterstreuen aus Brotneid nach dir pickt.

Es ließe sich ferner noch von dem Logis des Spatzes und von seiner Gesundheit und Fröhlichkeit reden und wie er auch noch Stroh geliefert bekommt und Quartier dazu angewiesen kriegt, und auch noch ein Federbett über dem Strohsack, und größere Nationen, wenn er einmal Familie bekommt; und wie er

überhaupt zum wohlhabigen Mittelstand gehört, d. h. sein Auskommen hat und wohl zufrieden sein kann.

Lieber Mann oder Frau, oder ledige Person, du meinst vielleicht, ich hätte jetzt lauter Spaß gemacht. Aber es ist mir mit dem Spaß ganz Ernst und hab eine genugsame Ausrede dafür. Sieh, unser Herr Gott hat Himmel und Erde erschaffen und das Meer, und hat die ganze Natur wunderschön verziert, daß die Menschen und Engel ihr Absehen und Augenspiegel daran nehmen sollen. Es ist nämlich die ganze sichtbare Welt eine große Schrift, ganz voll Parabeln, Gleichnissen und anderen Lehrstücken. Alle Dinge, die man sieht, haben ihre schöne und tiefe Bedeutung.

Die Sterne am Himmel, die schöne weiße Wolke in dunkelblauer Luft, das Abendroth, der Sturmwind und das leise wehen des Blüthenduftes am Morgen, das Feuermeer der Sommer Sonne und das stille Funckeln der Sterne in klarer Winternacht, das Donnern eines schweren Gewitters, und das heimliche Zirpen der Grille hinter dem Ofen; Alles das will noch mehr sagen, als nur was man mit den Ohren daran hört und mit den Augen daran sieht.

Und der dunkle Bergwald und die hohe Eiche, der Pappelbaum am Mühlbach, die Dornhecke, der Nebstod und das Kornfeld, die Blumen des Feldes und der Kleeacker, das freundliche Veilchen und die duftige Rose; das Alles ist nicht nur zur Nutznießung und Plaisir der Leute, es sind auch Buchstaben von einer geheimen, wunderbaren Schrift, von Gott geschrieben, und sind hohe Gedanken darin verborgen. Hierher gehört auch die Geschichte mit dem Spaß.

Kraft und Trost der heiligen Taufe.

Wie hoch unsere Väter von der Taufe hielten und wie sie sich allezeit, besonders aber in der Sterbensstunde, ihrer Kraft und Wirkung zu getrösten wußten, davon nur einige Beispiele. Leonhardt Weller, Bürgermeister zu Berlin, versicherte, Gott habe in seiner Taufe mit ihm einen Bund gemacht und ihm allda die theuersten Verheißungen gegeben. Auf diesen Bund wolle er leben und sterben und von Gott nicht lassen, so würde Gott viel weniger von ihm abziehen. Mathäus Müstel, Bürgermeister zu Plauen, machte in seiner tödlichen Krankheit diesen Schluß: „Wer glaubet und getauft wird, der wird selig werden. Ich glaube und bin getauft. Ei, so ist's gewiß, daß ich selig werde.“ Ein frommer Bürger zu Eisenach hatte beständig seinen Pathenpfennig am Halse hängen und sprach auf seinem Sterbebette: „Ich will bei meinem Jesus, auf den ich getauft bin, beständig bleiben. Und wenn ich nicht mehr reden kann, will ich auf diesen Pathenpfennig weisen und damit zu verstehen geben, daß ich mich auf meine Taufe verlasse, in welcher ich zum Herrn Jesu getragen bin.“ Frau Helena, nachgelassene Wittve des schwedischen Generals Adam von Pfuhl, hat auf ihrem Todtenbette bekannt: „Ich bin dessen ganz und gar versichert, daß mein Jesus, den ich in der heiligen Taufe angezogen habe, mich in meiner gegenwärtigen Todesarbeit nicht verlassen wird.“

Und nicht nur auf dem Sterbebette haben viele gläubige Christen die Taufe zu ihrem Sterbekissen gemacht, sondern auch die Märtyrer haben damit des Todes Bitterkeit vertrieben. Die heilige Dionysia rief ihrem Sohne unter den Händen des Henkers zu: „Gedenke, mein Sohn, daß du getauft bist!“ Auch Agathe und Blandina und Rechtthildes verachteten alle Marter,

indem sie triumphirend ausriefen: „Ich bin getauft, ich fürchte mich nicht!“

Aber was halten die neumodigen Christen von der Taufe? Sie gedenken kaum daran, daß sie getauft sind, und wissen nicht, was sie an der Taufe haben. Und die neumodigen Pastoren belehren das Volk nicht über die Bedeutung, die Kraft und den Trost der Taufe und erwähnen den Taufbund kaum alle Jahre einmal in ihren Predigten.

Ganz anders die alten Kirchenväter und andere Gottesmänner. Die beredtesten unter ihnen haben nicht Worte genug finden können, um die Würdigkeit und den Reichtum dieses Wassers zu erheben. Luther weist immer auf's neue auf die Taufe als auf unsern höchsten Trost hin und fordert uns auf, alle Tage, und besonders in der Zeit der Anfechtung und Traurigkeit, in unsere Taufe zurückzutreten. Dasselbe thut Erdmann Neumeister, der den hohen Werth der Taufe in folgendem Liede preist:

1. Lasset mich voll Freude sprechen:
Ich bin ein getaufter Christ,
Der bei menschlichen Gebrechen
Dennoch ein Kind Gottes ist.
Was sind alle Schätze nütze,
Da ich einen Schatz besitze,
Der mir alles Heil gebracht
Und mich ewig selig macht.
2. Keine Sünde macht mir bange:
Ich bin ein getaufter Christ!
Denn ich weiß gewiß, so lange
Dieser Trost im Herzen ist,
Kann ich mich von Angst der Sünden,
Jesu, durch dein Blut entbinden,
Weil das theure Wasserbad
Mich damit besprenget hat.
3. Satan, laß dir dieses sagen:
Ich bin ein getaufter Christ!
Und damit kann ich dich schlagen,
Ob du noch so grausam bist,
Da ich bin zur Taufe kommen,
Ist dir alle Macht genommen,
Und von deiner Tyrannei
Machet Gottes Bund mich frei.
4. Freudig sag ich, wenn ich sterbe:
Ich bin ein getaufter Christ!
Denn das bringet mich zum Erbe,
Das im Himmel broden ist.
Lieg ich gleich im Todesraube,
So versichert mich der Glaube,
Daß mir auch der Taufe Kraft
Leib und Leben wieder schafft.
5. Nun so soll ein solcher Segen
Mir ein Trost des Lebens sein.
Muß ich mich zu Grabe legen,
Schlaf auf diesen Trost ich ein.
Ob mir Herz und Augen brechen,
Soll die Seele dennoch sprechen:
Ich bin ein getaufter Christ,
Der nun ewig selig ist.

(Kreuzblatt.)

Kürzere Nachrichten.

— Den Lesern des „Gemeindeblattes“ wird folgende Mittheilung interessant sein, die wir einem Privatbrief von der Hand eines lieben Freundes entnehmen. Derselbe schreibt:

„Die Brunnengeschichte aus Ponickau ist in der That ergreifend, und für mich noch von besonderem Interesse dadurch, daß sie sich in der Nähe meiner Heimat zugetragen hat. Mein nun in Gott ruhender Vater ist seiner Zeit selbst am Schauplatz dieser wunderbaren Begebenheit gewesen, um die Männer kennen zu lernen,

an denen unser großer Wunder-Gott sich also verherrlicht hat. Mehrere in der Geschichte vorkommende Orte, wie Großenhain, Orttrand und Döllingen, sind mir wohlbekannt, letzterer Ort liegt noch keine Stunde Wegs von meinem Heimatdörfchen. Schade nur, daß die dorthier gehaltenen Vergleute, auf die Pastor Kuerswald so große Hoffnung gesetzt hatte, sich so schlecht bewähret haben.“

Diese Mittheilung muß den vielen Lesern unserer Kalendergeschichte sehr willkommen sein; denn der Werth einer solchen Erzählung beruht auf ihrer Wahrheit, darauf, daß, was da erzählt ist, sich wirklich zugegetragen hat, und dafür ist ja die obige Stelle aus dem Briefe ein schönes Zeugnis.

— Die Gemeinde, in deren Mitte die Synode von West-Virginien ihre letzte Versammlung gehalten hat, sagte, nachdem die Synode vorüber war, folgenden Beschluß:

„Beschlossen, daß wir, die Glieder der Dreieinigkeits-Gemeinde der Pfarrei Botetourt, der Synode von West-Virginien unsern Dank dafür aussprechen, daß sie ihre 43. Versammlung in unserer Mitte gehalten hat.“

Gewöhnlich sprechen die Synoden den Gemeinden, deren Gastfreundschaft sie genossen haben, einen öffentlichen Dank aus, und das ist recht und billig. Hier aber hören wir einmal von einer Gemeinde, die es öffentlich ausspricht, daß sie sich des Segens bewußt ist, den eine Gemeinde davon hat, wenn eine kirchliche Körperschaft bei ihr Einkehr hält und ihr Gelegetheit bietet, bei ihren Verhandlungen zugegen zu sein und durch den zeitweiligen Umgang mit so vielen, die auch arbeiten am Werk des Herrn, recht lebendig zu empfinden, daß ihr Vater Unser beim himmlischen Vater Erhöhung findet.

— Wir haben vor einiger Zeit nach Angaben schwedischer Blätter berichtet, wie auch im Lande Schweden der Unglaube mit Macht empormuchert und einen Volk, in welchem bisher noch der Glaube der Väter mächtig war, mehr und mehr das Ansehen verleiht, an welchem wir nach unseres Heilandes Wort die letzten Tage vor Seiner herrlichen Wiederkunft erkennen sollen. In dieses Bild paßt wieder folgendes Vorkommnis, das sich in jüngster Zeit ereignet hat. Der schwedische Dichter Strindberg hatte ein Buch veröffentlicht, das, gewiß von dem Inhalt des Buches verstanden ganz richtig, den Titel „Gift“ zur Schau trägt, und in welchem er in schändlicher Weise das Sacrament des heiligen Abendmahls verhöhnt hat. Dafür wurde er auf Veranlassung der schwedischen Regierung in Anklagezustand versetzt und vor ein Schwurgericht gestellt. Dieses hat ihn jedoch vollständig freigesprochen, und als der Lästere aus dem Stockholmer Rathhause trat, wurde er mit Jubel begrüßt und ihm zu Ehren ein festlicher Aufzug veranstaltet.

— Der große englische Staatsmann Gladstone, der als erster Minister von England die schon lange in hohem Maße schwierigen Angelegenheiten eines gewaltigen, auf allen Erdtheilen ausgebreiteten Reiches zu leiten hat, findet dennoch Zeit, jeden Morgen dem Gottesdienst in der kleinen Pfarrkirche beizuwohnen, an der sein Sohn Pastor ist. Welch ein tief beschämendes Beispiel für viele große und kleine Leute, die meinen, sie brauchten keinen Kirchenbesuch, oder sie hätten keine Zeit, fleißig in die Kirche zu gehen!

— Le Témoignage schreibt: „Man glaubt allgemein, es gebe in Europa keine Heiden mehr; das ist ein Irrthum. Ein Correspondent der Times, welcher diesem Blatt merkwürdige Briefe aus Irland zugehen läßt, hat in jenem Lande Heiden entdeckt. An der

Nordwestküste des grünen Erin findet sich eine kleine Insel, Inischka, deren Bevölkerung nicht mehr civilisirt scheint, als wenn sie einem Eiland des Stillen Weltmeeres angehörte. Die Leute bezahlen keine Steuern und sind durchaus unabhängig. Sie kennen keine andre Obrigkeit als eine Art König oder Häuptling, den sie selber wählen. Von Zeit zu Zeit kommt ein Priester von der benachbarten Küste, und dann lassen sie von ihm taufen und trauen; sie weigern sich auch nicht, zur Beichte zu kommen. Aber sie haben einen Götzen, dem sie göttliche Ehre erweisen, und den sie mit Inbrunst anrufen, so oft sie auf den Fischfang, ihre vornehmste Beschäftigung, ausziehen. Eines Tages, so erzählt man, hielt ihnen ein Priester, der sie besuchte, so energisch ihren Götzendienst vor, daß sie sich dazu verstanden, ihren Götzen zwar nicht zu zerstören, aber zu begraben. Unglücklicher Weise warf, als der Priester davon fuhr, ein Windstoß das Schifflein, welches ihn von dannen trug, an die Küste der Insel zurück. Die Inselbewohner, überzeugt, daß der Gott auf diese Weise seine Macht an den Tag legte und Rache übe für die ihm angethane Beleidigung, gruben das Götzengbild wieder aus und wiesen ihm wieder den Ehrenplatz an, den es zuvor innegehabt hatte, und seitdem hat nichts sie bewegen können, sich davon zu trennen.

— Dr. Nevins hat die Berechnung gemacht, daß in China ohngefähr 300,000 Gözentempel und in jedem Tempel ohngefähr 10 Götzen, also zusammen drei Millionen Götzen sind. Diese Tempel haben der Berechnung nach eine Billion Thaler gekostet, und die jährlichen Ausgaben für den Götzendienst, die Reparaturen an den Gebäuden u. s. w. belaufen sich auf eine Summe, die man sich nicht mehr vorstellen kann. In Sochow hat die Ausbesserung eines einzigen Tempels allein \$70,000 gekostet, und diese Summe hat zum größten Theil ein Mann hergegeben, der dafür freilich auch hohe Belohnung von den Göttern erwartet.

Wenn also unsere lieben Christen vielleicht zuweilen meinen, die Errichtung und Erhaltung christlicher Kirchen und Schulen koste doch viel Geld, so kann ihnen dieser Blick ins Heidentum zeigen, daß dem Teufel viel größere Opfer gebracht werden, als sie dem Vater im Himmel bringen.

Kirchweihe.

Am 23. Sonntag n. Tr. wurde die Kirche der ev.-luth. St. Johannes-Gemeinde in Town Omro, Nelson Medicine Co., Minn., dem Dienste des dreieinigen Gottes geweiht.

Die dabei erhobene Collecte für Reispredigt betrug \$9.20.

Es wurden Reden von den Herren Pastoren Wm. Scheitel und Ch. Böttcher.

Conferenz-Anzeigen.

Die Dodge und Washington Co. Conferenz versammelt sich vom 5.—7. Januar 1885 in der Zions-Gemeinde des Herr Pastor H. B. Dehler in Town of Theresa, Dodge Co., Wis. Anmeldung wird verlangt.
Ch. Köhler.

Der dritte District der gemischten Pastoralconferenz von Minnesota versammelt sich, s. G. w., vom 3.—5. Februar bei Herrn Pastor Schulze in Mantato., Minn.
J. F. Rubel.

Die gemischte Pastoralconferenz von Manitowoc und Sheboygan Co. versammelt sich, s. G. w., vom 6. bis 8. Januar (Donnerstag Mittag) in Sheboygan. Anmeldung beim Secretär.
J. Herzer.

Ordination und Einführung.

Im Auftrage des hochr. Herrn Präses wurde am 2. Advents-Sonntage Herr Candidat Georg F. Keller, bisher Professor am College zu Watertown, welcher von der ev.-luth. Gemeinde zu Donto berufen war, vom Unterzeichneten unter Assistenz des Herrn Pastor J. Boff ordinirt und eingeführt.

A. Pieper.

Adresse: Rev. George F. Keller,
Donto, Wis.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XIX: Die Herren Pastoren Walbt 10.80, A. Pieper 30.35, Kämpflein 1.40, Wende (und für Wegner und Wöhrmann) 3.15.

Herr Block (und für A. und W. Pieper, W. und J. Boorh) 5.25.

Jahrgang XX: Herr Bauernfeind 1.05, H. Sperber 1.05, Mrs. M. Holst 1.05, und für Miss. 0.18, Mrs. Höcker 4.20.

Jahrg. XIX, XX: Herr W. Wagner 15, 6.

Jahrg. XVIII, XIX: Herr Polecky 2.40.

Jahrg. XX, XXI: Herr J. L. Miller 2.10.

Jahrg. XVIII: Herr Drögmüller 1.05.

Berichtigung eines Druckfehlers in No. 8: Im ersten Satz muß es heißen statt Jahrg. XX: Jahrg. XIX; und statt Schapper: Schnapper.

Th. Jäkel.

Für das College in Watertown: P Mayerhoff, Hälfte der Reformationstestcoll. \$6.40.

Für rückständ. Professoren = Gehalt: P A Pieper, Coll. vom 350jährigen Jubiläum der Uebersetzung der heil. Schrift durch Dr. M. Luther \$13.45. Durch P. Prohl, Theil einer Erntedankfestcoll. fr. Gemeinden zu Gibson und Two Creeks \$6.

Für die Anstalten: P H Brandt, Abendmahlscoll. der St. Johannesgem. in Stanton, Nebr., \$12.00.

Für das Seminar: Durch P. Probst, Coll. fr. Geni. in Schleifingerville \$3.

Für arme Schüler erhalten: Durch P. Jäkel, von Herrn Lindner \$1.00.

Th. Jäkel.

Für das Seminar: P Chr Sauer, Reformationstestcoll; in Mecane und Montelle \$9; P Chr Köhler, do. von der St. Paulsgem. in Woodland \$10; P Sidmann, aus Center und Black Creek \$2.25; P J G Dehler, Dankopfer von Wilh Serrahn für gesegnete Ernte \$2; P C Mayerhoff, Hälfte der Reformationstestcoll. \$6.40; P Bading, von Witwe Hammer \$2, Frau Bald \$1.

Für Schuldentilgung: P Koch, von F Weisse \$3; P H Häse, von H Zühle \$1, J Ulebrant \$2, C Piepfort \$3.

Für innere Mission: P Jenny \$2.61; P Nicolaus, Danktagcoll. \$3.25.

Für das Reich Gottes: P Petri, Reformationstestcollecte \$7.80.

N. Adelberg.

Für die Heiden = Mission: P. C. J. Körner, von Fr. Emma Hübner \$1; P. Fr. Eppling, von seiner Immanuelsgem. \$6.27; P. J. Gader, Dankopfer von Frau M. N. \$1.

C. Domidat.

Für Reispredigt mit Dank erhalten: P. Ungrodt, Erntedankcoll. in Medford und Marshfield \$5.

C. Mayerhoff.

Für arme Studenten: P Duehl, Abendmahlscoll. \$5.84; P G Albrecht, Gem. in Jordan, Ref.-Fest \$7.30; P Chr Albrecht, do. \$7.22; P L Fr Frey, do. \$7.25; P Opitz, do. \$3.35, ges. auf der Hochzeit von G Lauer \$4; P W Dreher, St. Johannesgem. \$3.55, ges. auf der Hochzeit bei W Krohn \$3.18.

Allen lieben Gebern besten Dank und vergelt's Gott, mit der herzlichsten Bitte an alle, die es angeht, um fernere Unterstützung, und zwar recht bald, da wir mit dem Kostgeld noch im Mangel sind.

C. Vender.

Unterzeichneter bescheinigt mit Dank, durch Herrn P. Joh. Gensite von seiner Gemeinde in Appleton \$10 zur Unterstützung erhalten zu haben.

Watertown, den 10. Dezember 1884.

Carl Auerwaldt.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücher-Verlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalbuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.
Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Theil II.

Für Mittelklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben

von

A. F. Ernst.

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee, Wis.